



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

„Alles dies sind nicht wehelos geborne Kinder der Göttin Phantasie, indem König durch schlingpflanzenartig eingewobenes subjektives Material die Durchführung erschwerte“ etc. Fränkel heißt dieser ausgezeichnete Schriftsteller.

## Litteratur

Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Ilias. Von Eduard Kammer. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1889

Wie oft hat man seit Fr. A. Wolf schon versucht, aus den Überarbeitungen und Nachdichtungen der homerischen Epen den Kern des Liebes vom Borne des Achilleus und der Heimkehr des Odysseus herauszuschälen! Bei der Summe von Arbeit, die an diese Forschungen gewendet worden ist, bleibt nur zu bedauern, daß fast jeder Gelehrte zu andern Ergebnissen gelangt als sein Vorgänger. Auch der Verfasser des vorliegenden Buches, der mit ästhetischen Erwägungen eine Iliasis zurechtschneidet, giebt sich wohl vorschnellen Hoffnungen hin, wenn er glaubt, „die ursprüngliche Ilias aus dem Schutte der Überlieferung hervorgezogen zu haben.“ Zwar behauptet er: „Höchst überraschend ergab sich die Beobachtung, daß überall, wo die Fäden der Dichtung abrissen, wo fremde, willkürliche Motive (!) auftraten und die ursprüngliche Komposition (!) zersprengten, auch der sprachliche Ausdruck sich als ein fremdartiger, entlehnter, mechanisch (!) gebrauchter erwies.“ Aber der Beweis hierfür läßt sich schwerlich „überall“ führen! Mit welcher Willkür vielfach vorgegangen wird, zeige ein sprachliches und ein sachliches Beispiel.

Auch beim Tode des Patroklos mag das Gedicht Einschiebungen erlitten haben. Der Verfasser kann sogar die Verse angeben: „Daß die Stelle 793 bis 804 unecht ist, sagt allein der Versanfang 822: »Klirrend stürzt er zu Boden,« was stets vom Falle gerüsteter Helden gebraucht wird; nach den obigen Versen 793 bis 804 ist der (!) Patroklos schon seiner Wehr beraubt.“ Nun heißt aber das Wort, das wir bei Homer lesen, gar nicht „klirren,“ sondern „dumpf dröhnen,“ was offenbar auch von einem ungerüsteten Mann, der in schwerem Falle zu Boden schlägt, gesagt werden kann, und so lesen wir es wirklich auch in der Odyssee bei der Ermordung der Freier, die doch gewiß nicht im Harnisch beim Weine saßen!

Zu der Schilderung, daß Teukros „jedemal, wenn er gestoßen hat, hinter Ilias' Schild seine Zuflucht nimmt,“ wird bemerkt: „Eine mehr als drollige Vorstellung!“ Das „gestoßen“ ist wohl nur ein Druckfehler für „geschossen.“ Was aber die Sache selbst anlangt, so schützt sich Teukros im Gedichte genau so, wie hunderte von Bogenschützen auf griechischen Vasenbildern und auf ägyptischen und assyrischen Reliefs einen Schwerbewaffneten neben sich haben, dem zunächst, bevor es zum Nahkampfe kommt, lediglich die Aufgabe zufällt, seinen schildlosen Genossen mit dem eignen Schilde zu decken. Die Verbindung eines Bogenschützen und eines Schwerbewaffneten war also im neunten und achten vorchristlichen Jahrhundert etwas ganz Gewöhnliches. Sieht etwa der Verfasser auch in diesen geschichtlichen Darstellungen, zu denen allerdings ein „ästhetischer Kommentar“ nicht möglich ist, eine mehr als drollige Vorstellung?

Am häufigsten rufen die „ästhetischen“ Erwägungen des Verfassers den Widerspruch hervor. Es ist wohl überhaupt unstatthaft, mit unsern heutigen Empfindungen und Anschauungen ein mehr als zwei Jahrtausende altes Gedicht meistern zu wollen. Erfreulicher, als der zweite Teil des Buches, ist der erste, der die Menschen der „ursprünglichen“ Ilias in ihrem Verhältnis zur Schöpfung, zu den Göttern und zu den Mitmenschen bespricht.

„Unerfindlich“ ist, was auf dem Umschlage der Kopf des pragmatistischen Hermes soll.

Walthers von der Vogelweide. Ein Dichterleben von Anton E. Schönbach. Dresden, L. Ehlermann, 1890

Eine Lebensgeschichte Walthers von der Vogelweide, die über die gelehrten Kreise der Germanisten hinausgedrungen wäre, ist trotz Uhland, Lachmann, Scherer, Wilmanns und wie alle die um die Waltherrforschung verdienten Gelehrten heißen, noch nicht geschrieben worden; mit andern Worten: Walthers von der Vogelweide gehört zu den vielen mehr genannten als bekannten Geistesgrößen, die in der Schule gelehrt, dann aber kaum mehr gelesen werden. Es ist Thatfache, daß trotz all der großartigen Arbeit der Germanistik der heutige Gebildete nur sehr mittelbar von ihren Ergebnissen berührt wird. Nur Gustav Freytag hat mit seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ wirklich einen unmittelbaren Verkehr zwischen der germanistischen Wissenschaft und dem Publikum hergestellt. Offenbar war in diese Lücke einzutreten der Zweck der obengenannten Schrift des trefflichen Grazer Germanisten Schönbach, der sich auch in andern Schriften als ein über die engen Schulgrenzen hinausblickender Gelehrter bekundet hat. Und die vielen, die gerade in der letzten Zeit, wo das Denkmal Walthers in Bozen enthüllt worden ist, so viel von der Schönheit seiner Gedichte gehört und gelesen haben, ohne sich in zuverlässiger Weise über ihn unterrichten zu können, werden Schönbach dankbar sein für sein ebenso gediegenes als geistvolles Büchlein.

Die Aufgabe, Charakter und Wert eines lyrischen Dichters darzustellen, ist wohl eine der schwierigsten für den Litterarhistoriker, umso schwieriger heutzutage, wo der Sinn für Lyrik ganz und gar eingeschlafen zu sein scheint. In einem dünnen Bändchen guter lyrischer Gedichte liegt mehr Geist, Gemüt, wahres Erleben, Reichtum und Mannichfaltigkeit an Zuständen und Stimmungen beisammen, als in einer Bibliothek von Romanen, die alle über einen Leisten geschlagen sind. Dem kühlen Leser den Wert eines lyrischen Gedichtes auseinanderzusetzen, ist meist viel schwieriger, als ihn für eine hübsche epische Erfindung zu erwärmen. Es bedarf da des ästhetischen Anschauungsunterrichtes, denn das Gerede nützt gar nichts, wenn man nicht die Sache klar und durchsichtig vor Augen hat.

Schönbach war sich gewiß dieser obersten Schwierigkeit seiner Aufgabe bewußt, und wie er sie lehrreich und fesselnd gelöst hat, verdient die wärmste Anerkennung. Natürlich stellt er im Geiste der modernen Geschichtsbetrachtungen Walthers mitten in seiner Zeit dar. Die Charakteristik von Minnesangs Frühling, von Reinmar dem Alten soll uns einführen in den Geist und Zustand der Lyrik, die Walthers vorfand, als er schaffend in die Welt und Dichtung eintrat. Wir sehen Walthers Selbständigkeit wachsen; in der Mitte des Buches stellt ihn Schönbach als Gast Hermanns von Thüringen auf der Wartburg im Verkehr mit dem nach seinem Urteil größten Dichter des deutschen Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, dar, von dem Walthers tiefgehende Anregung empfing, dann folgt die Charakteristik seiner Wandlung vom klassisch-höfischen Ton zum volkstümlicheren, worin er dann von Reinhard von Neuenthal realistisch übertrumpft wurde. Dies alles geschieht durch fortlaufende Anführung und Bergliederung der Gedichte Walthers. Indem wir — soweit es möglich ist — Zeit und Gelegenheit des Entstehens der Lieder kennen lernen, lesen wir sie (freilich ins Hochdeutsche übertragen), mit wirklichem Verständnis. Das will uns als die wertvollste Eigentümlichkeit von Schönbachs Buch erscheinen.

Seine Auffassung Walthers weicht vielfach von der herkömmlichen ab. Gleich im Beginn erklärt er, daß nach all den vorhandenen Urkunden Tirol wohl am wenigsten Anspruch auf die Heimat Walthers habe. Deswegen will er aber den Tirolern keineswegs ihre Freude verderben, er meint auch, daß das Walthers-

Denkmal nirgends besser stehen könne als in Bozen, an der Straße nach Italien, an der Grenzscheide zweier Sprachstämme. Aber er muß sich doch gegen die mit viel Lärm verbreitete Meinung wenden, Walther sei ein Tiroler gewesen. „Nicht ein einziger Aufenthalt Walthers in Tirol ist nachgewiesen. Sollte er, umschweifend wie er die Welt durchfuhr, niemals das Bedürfnis empfunden haben, in die Berge seiner schönen und damals auch reichen Heimat zurückzukehren, und sollte er uns das nirgends angedeutet haben?“ Niederösterreich erscheint ihm viel wahrscheinlicher als Heimat Walthers.

Driginell ist Schönbachs psychologische Charakteristik Walthers auf Grund seiner Sprüche und Gedichte, die sich hütet, ein nebelhaftes Idealbild eines deutschen Minnesängers zu entwerfen, die auch die Schwächen des von seinem Berufe lebenden fahrenden Sängers, sein Schwanken zwischen den politischen Parteien, seine leidenschaftliche Einseitigkeit im Kampfe, seine Befriedigung, wenn er rechten Lohn für politisch-poetische Parteinahme erhält, mit Nachdruck hervorhebt. Denn in Schönbachs Augen war Walther ein sanguinischer Mensch, leicht erregbar, mit starkem Selbstgefühl, der eifersüchtig über seine Würde wachte und sich nichts vergeben mochte. Er auch war ein Strebender, der sich nur allmählich läuterte, spät Herr seiner Leidenschaften wurde. Die Art, wie Schönbach diese Charakterzüge Walthers aus seiner gnomonischen Dichtung erschließt, ist methodisch lehrreich und tiefsinnig. Zu den glänzendsten Teilen des Buches rechnen wir die Darstellung der politischen Zustände, in die Walther mit seinem Worte eingriff; namentlich lehrreich ist die Darstellung des Verhältnisses von Kaiser und Papst. Die Bannsprüche von Rom wirkten nur dann, wenn die politischen Interessen der einzelnen Reichsfürsten mit dem Willen des Papstes zusammengingen, sonst waren sie ein Schlag ins Wasser. Daher vereinigte sich die echte und katholische Religiosität Walthers ganz wohl mit seiner Papstfeindschaft, und nichts ist verfehlter, als das Hineintragen des modernen Liberalismus in den mittelalterlichen Dichter. Um diese möglichst reine Auffassung des Mittelalters, wo die Religion alle Lebensadern durchdrang und z. B. unter anderm eine Freizügigkeit ermöglichte, die sich das Zeitalter der Eisenbahnen kaum träumen läßt, ist es Schönbach am allermeisten zu thun.

Schönbachs Buch eröffnet eine Reihe von Biographien: „Führende Geister,“ die in demselben Verlage, von Dr. Anton Bettelheim herausgegeben, erscheinen sollen. Wilbrandt, Erich Schmidt, Alois Brandl, Richard Weltrich sollen die folgenden Bände liefern.

Erinnerungen und Strömungen. Von Karl Frenzel. Leipzig, Friedrich, 1890

Dieses Buch eröffnet die Reihe der „Gesammelten Werke,“ die Karl Frenzel nach mehr als dreißigjähriger litterarischer Thätigkeit herauszugeben im Begriffe steht. Es enthält Aufsätze sehr verschieden Inhalts; zuerst Charakterbilder von Gutzkow, Auerbach, Meißner, Fanny Lewald, Ernst Dohm, Bernhard Wolff (dem Begründer des Wolffschen Telegraphenbüreaus), denen allen Frenzel im Leben nahe gestanden hat, und über die er daher mit der Sicherheit persönlicher Erfahrung sprechen kann. Das sind die „Erinnerungen.“ Dann folgen Studien über die Aufgaben der Geschichtschreibung, über den Begriff des Modernen in der Kunst, über den Geist der Märchenpoesie, über den Naturalismus; endlich Kritiken und Studien zur religiösen Bewegung in unsrer Zeit: über den Atheismus (veranlaßt durch das Buch von Eduard Duboc „Das Leben ohne Gott“), über David Strauß, über das Urchristentum, über den Untergang des griechischen und römischen Heidentums. Das sind die litterarischen und religiösen Strömungen.

Man sieht, es wird hier eine bunte Menge von Stoffen behandelt; der Zweck des Buches ist, die vielseitige Persönlichkeit des Verfassers nach allen Richtungen, in denen er sich litterarisch bethätigt hat, zur Anschauung zu bringen. Darum wird es auch von dem Bruchstück einer Selbstbiographie eingeleitet: „Wie ich in die Litteratur kam.“

Die maßgebenden Anregungen für sein Leben erhielt Frenzel von sehr verschiedenen Seiten. Er betont es, daß allen Männern, die das Jahr 1848 als Jünglinge miterlebt haben, ein idealer Sinn, Begeisterung für Freiheit, glaubensfreudiger Schwung und Pathos im Gegensatz zur folgenden Zeit des Pessimismus unverlierbar eingeprägt wurde; er betrachtet sich selbst als Achtundvierziger. Das ist sein Charakter. Sein wissenschaftlicher Geist erhielt durch Ranke, den er hörte, nachdem er sich einmal für den wissenschaftlichen Beruf entschlossen hatte, die wichtigste Schulung. Und für die schöne Litteratur ist ihm sein früher Verkehr mit Gukow, der ihn in die Litteratur eingeführt hatte, und zu dem er auch jetzt mit Treue hält, ohne ihn deshalb zu überschätzen, von richtunggebendem Einfluß geworden.

In religiösen Fragen ist Frenzel, bei allem Haß gegen Fanatiker, gegen Unduldsamkeit, konservativ. Seine Polemik gegen David Strauß (Der alte und der neue Glaube) und Eduard Duboc ist deshalb so interessant, weil er nicht als Dogmatiker, sondern als liberaler Gemütsmensch die Proselytenmacher des Atheismus ebenso entschieden von sich weist, wie die irgendeiner Kirche. Religiöse Überzeugung ist ihm etwas so tief Persönliches, daß er sich von keinem andern was dreinreden lassen will. Er weist mit Recht darauf hin, daß solche Bücher, wie sie Strauß und Duboc geschrieben haben, nur eine ganz kleine Zahl von Menschen angehen und nichts weniger als vollstündlich sein können, und diese kleine Zahl, die Muße und Bildung genug hat, sich eine eigne religiöse Überzeugung zu bilden, bedarf solcher Bücher nicht. Das Volk aber kann die Religion schlechterdings nicht entbehren; die Bemühungen des achtzehnten und auch des neunzehnten Jahrhunderts, das Christentum zu zerlegen, haben genau das Gegenteil bewirkt, die Kirchen sind nur stärker geworden. Frenzel erklärt sich demnach recht im Gegensatz zu Strauß ausdrücklich für einen Christen: den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an einen Gott kann er sich nicht nehmen lassen. Nur betont er, auch im Gegensatz zu Strauß, daß man den Begriff des Christentums nicht abstrakt bilden dürfe, sondern seine geschichtliche Entwicklung und Verwirklichung wohl beachten müsse. In diesem Sinne ist der philosophische Atheist, der sich vom Dogma lössagt, doch Christ, weil er ein Bürger der Gegenwart ist, die in allen ihren Einrichtungen und sittlichen Gesetzen und Forderungen ein Werk des Christentums ist.

So wie aber Frenzel die geschichtliche Denkart maßgebend für sein religiöses Bekenntnis hat werden lassen, so ist sie es auch in allen andern Grundverhältnissen für ihn geworden. Er ist kein philosophischer Geist im engeren Sinne, darum auch kein Doktrinär, kein Idealist, sondern ein Realist, nicht ohne einige Verschwommenheit, nicht ohne einige Schwächlichkeit, wie sie notwendig eine Folge dieser objektiv historischen Art, die Welt zu betrachten, ist. Es ist ihr z. B. nichts so sehr entgegenge setzt als die Carlylesche Heldenverehrung, denn alle Geschichte wird in ihr nur durch den Erfolg der Ideen in der Menge bewirkt; sie weist mit verstärktem Nachdruck auf die Stützen und Hilfen und Voraussetzungen und Zufälle hin, die das einzelne Genie begleitet haben. Nicht für die Idee an sich vermag sie sich zu erwärmen, sondern nur für die aus ihr entstandenen Thatfachen, die allein so mächtig sind, daß sie den Gang der Dinge beherrschen. Aus dieser Betrachtungsweise, die die Verhältnisse über die Charaktere stellt, entsteht die moderne Kultur-

geschichte, und es ist nur logisch, daß sich Frenzel für diese Wissenschaft am lebhaftesten interessiert. Sein Buch enthält einzelne sehr schöne Stücke kulturgeschichtlicher Art. Diese zeichnen sich — obwohl sie ihr Material aus zweiter Hand haben — durch die Weite und Höhe des Standpunktes und Gesichtskreises aus, durch den Reichtum von Analogien zwischen zeitlich weit entfernten weltgeschichtlichen Vorgängen und durch die geistreiche Darstellung, besonders der Abschnitt: „Aufgaben der Geschichtschreibung.“

Die geschichtliche Betrachtungsweise erzeugt die versöhnliche Milde im Urteil über zeitgenössische Vorgänge: „alles schon dagewesen“; aber — für unser Gefühl — benimmt sie dem Verfasser als Kritiker die packende Energie in der Darstellung seiner Ideen. Man lese nur seine gegen den Naturalismus gerichteten Kapitel. Sie bemühen sich so ausführlich, dessen Entstehung als eine geschichtliche Notwendigkeit begreiflich zu machen, daß die andre Hälfte, die die naturalistischen Dichtungen vom Standpunkte des ästhetischen Genusses verurteilt, dagegen sehr abfällt. Gewiß sind viele feine Bemerkungen in dieser geschichtlichen Erklärung enthalten, aber noch viel wichtiger wäre die kräftige Darstellung dessen, was sein soll. In diesem Sinne ist Frenzels Kritik nicht fördernd und anregend genug. Man behält den Eindruck der Feinheit, aber auch der Weichheit von seinem Buche. Sich dem geschichtlich gegebenen ganz ergebenst anzuschließen, ist nicht die Art der starken Naturen, es ist vielmehr ein Verzichtleisten auf die Ausbildung eigener Ideale. Das ist aber die notwendige Folge der wissenschaftlichen Methode, die Frenzel zur seinigen gemacht hat. Sie ist streng genommen nicht produktiv.

Am meisten erfreuen die liebevoll ausgeführten Charakterbilder, die das erste Drittel des starken Bandes füllen. Selten wird man da auf Urteile stoßen, denen man nicht zustimmen könnte. Unwahr will uns das herbe Urteil über Otto Ludwig (S. 115) erscheinen. „Für das große Publikum gehört er jetzt schon zu den fast völlig vergessenen . . . auf keiner Bühne vermochten sich die »Malkabäer« auch nur als Treibhauspflanze dauernd zu erhalten“ u. dergl. m. Das ist fast wie durch die Brille persönlicher Abneigung gesehen. Die „Malkabäer“ erlebten im letzten Jahre des Wiener Burgtheaters eine gewaltige Auferstehung.

Auch ist zu bedauern, daß Frenzel die einzelnen Aufsätze nicht vor ihrem Abdruck in Buchform einer sorgfameren Durchsicht unterzogen hat; er hätte bei Meißner doch der Wahrheit gemäß erwähnen müssen, daß er durch Selbstmord endete, was er zu der Zeit, wo er den Nekrolog schrieb, noch nicht wissen konnte; der Streit mit Hedrich durfte jetzt auch nicht mehr übergangen werden. Ebenso hätte er bei Auerbach ergänzen können, daß sich seine Vermutung über dessen dramaturgisch-kritischen Nachlaß bestätigt hat, und daß dieser auch früher oder später erscheinen wird. Auch stilistisch die Feile anzusehen, wäre stellenweise nicht unnötig gewesen, denn seine „Gesammelten Werke“ giebt man nicht für den Tag heraus, und da ist die allersorgfältigste litterarische Toilette geboten.

III 27

### Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 49. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten um schnelle Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im Juni 1890

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig